
ARVO PÄRT

REPORTAGE



Er gehört zu den meistgespielten Komponisten unserer Zeit, Interviews gibt Arvo Pärt praktisch keine. Wir haben trotzdem alles darangesetzt, ihn zu sprechen. Eine magische Begegnung.

Manchmal muss man schüchtern sein, um etwas zu bekommen. Wer ein Interview mit Arvo Pärt führen möchte, darf ihn nicht drängen. Am besten fragt man nicht ihn selbst, sondern seine Frau. Beim Frühstück im Hotel von Schloss Neuhausen (Brandenburg) nimmt sie den Journalisten verschwörerisch auf die Seite: »Wir fragen ihn besser nicht zu früh, sonst sagt er sicher Nein. Später vielleicht. Wenn es sich aus der Situation ergibt...«

Nicht, dass er abweisend wäre. Es stimmt zwar, was man überall lesen kann: Arvo Pärt sieht aus wie ein russisch-orthodoxer Mönch. Aber es geht nichts Strenges von ihm aus. Wenn er nach langem Nachdenken spricht, dann stockend, leise und mit unendlich langen Pausen. Dabei lacht er oft. Überhaupt ist dieser angeblich so weltabgewandte Komponist überraschend humorvoll. Zusammen mit Bundestagspräsident Norbert Lammert redet er im November 2011 bei einer Podiumsdiskussion in der Schinkel-Kirche von Schloss Neuhausen über das Verhältnis von Kunst und Religion.

Eigentlich könne er über so abstrakte Themen gar nichts sagen, also erzählt er eine Geschichte: »Ich habe in meinem Komponistenleben eine große Krise gehabt. Ich hatte Sehnsucht nach etwas, das ich nicht finden konnte. Aber ich wusste, dass es das, wonach ich suchte, irgendwo gibt. Niemand konnte mir Antwort geben, weder meine Lehrer noch sonst ein Musiker. Eines Tages, das war in den 1970er-Jahren, stand ich vor unserem Haus an einer Bushaltestelle. Dort arbeitete ein Straßenfeger. Ich ging zu ihm und fragte ihn: ›Wie soll ein Komponist Musik schreiben?‹ Das war eine ungewöhnliche Frage und überhaupt eine ungewöhnliche Situation, diese Wendung an einen völlig unbekanntem Menschen. Er schaute mich lange an und sagte dann: ›Vielleicht muss man jeden Ton lieben?‹ « Lange Pause. »Und so ist das mit allem im Leben.«

Am Abend zuvor, nach einem Konzert, das ausschließlich seinen Werken gewidmet ist, haben Pärts Bewegungen eine feine, sympathische Unbeholfenheit, als er auf die Bühne

kommt, um dem Ensemble zu danken. Lachend tätschelt er die Sopranistin Arianna Savall mit dem Blumenstrauß, den er soeben erhalten hat. Als die Musiker abgehen, bleibt Pärt gedankenverloren auf der Bühne, blickt unschlüssig an die Decke und setzt sich endlich auf den Stuhl eines Cellisten. Die Freude über den herzlichen Applaus ist echt, und plötzlich wirkt er gar nicht mehr verlegen, sondern selbstbewusst: Hier sitzt einer der meistaufgeführten Komponisten der Gegenwart.

Arvo Pärt wurde Anfang der Achtziger schlagartig bekannt durch den unerwarteten Welterfolg einer CD. Erschienen war sie beim Jazzlabel ECM, das zu jener Zeit gelegentlich auch Minimal Music im Programm hatte, aber kaum Klassik. *Tabula rasa* stand auf dem Cover, darunter Musikernamen wie Gidon Kremer oder Keith Jarrett. Die Welt, die sich hier öffnete, wirkte fremd, geheimnisvoll, irgendwie mystisch – und war doch seltsam vertraut: reine Dreiklänge, Dur- und Molltonleitern und immer wieder die uralten Kirchentönen. Durchaus emotional, ja pathetisch klang das – aber doch ganz anders als die klassisch-romantische Musik der westlichen Tradition: magische Klänge, manchmal zeitlos schwebend über fernen Glockenklängen, dann wieder dicht verwoben in suggestiven Tonleiterstrudeln. Die Tonalität, die die westliche Moderne bereits abgeschrieben hatte, feierte eine überraschende Wiederauferstehung.

Begonnen hatte Pärt ganz anders: als Avantgardist. 1935 in Estland geboren, brach er früh mit dem offiziell verordneten Stil des »sozialistischen Realismus«. Wilde Collagen und strenge Zwölftonmusik brachten die sowjetischen Kulturfunktionäre gegen ihn auf. Anfang der Siebzigerjahre kam dann die Zeit der Krise. Pärt zog sich zurück, komponierte wenig – und trat völlig verwandelt wieder an die musikalische Öffentlichkeit. »Tintinnabuli«, das lateinische Wort für »Glöckchen«, wurde zum Namen für einen Stil, der bis heute für Pärts Musik prägend ist. Den Parteioffiziellen bereitete er fast noch mehr Kopfzerbrechen als das avantgardistische Früh-



Im Garten von Schloss Neuhausen: Bundestagspräsident Norbert Lammert (links), die Musikwissenschaftlerin Tatjana Rexroth und der Komponist Arvo Pärt.

FOTOS
CHRISTIAN LESEMANN
TEXT
BERNHARD NEUHOFF

werk. Zwar schrieb Pärt nun tonal, doch traten religiöse Themen mehr und mehr in den Vordergrund. 1980 musste er nach Jahrzehnten der Bespitzelung emigrieren. Pärt ging in den Westen und ließ sich in Berlin nieder. Seit 2010 lebt er wieder in seiner estnischen Heimat.

Der Aufenthalt in Neuhardenberg ist eine der ganz seltenen Gelegenheiten, mit dem medien-scheuen Komponisten zu sprechen. Inzwischen ist es Mittag geworden, das Podiumsgespräch ist vorüber, der Rückflug für den frühen Nachmittag gebucht. Am Ausgang der Kirche winkt Pärts Frau. Nein, in ein ruhiges Zimmer möchte der Künstler nicht mitkommen. »Aber hier in der Kirche«, sagt er, »können wir miteinander reden. Hier fühle ich mich wohl.«

BR-KLASSIK: Herr Pärt, nachdem Sie fast dreißig Jahre in Berlin gelebt haben, sind Sie 2010 in Ihre Heimat Estland zurückgekehrt. Warum gerade jetzt?

Arvo Pärt: In Gedanken bin ich immer dort gewesen. Als wir 1980 in den Westen gingen, waren unsere Kinder noch ganz klein. Natürlich haben sie uns damals gefragt, wo wir hingehen. Unsere Antwort war: Wir machen eine Weltreise. Und was man angefangen hat, muss man irgendwann zu Ende bringen. Also sind wir eines Tages wieder da gelandet, wo unsere Reise begonnen hatte. Vielleicht musste sich dieser Kreis einmal schließen.

Sie haben sich für die ermordete russische Journalistin Anna Politkowskaja und den inhaftierten Unternehmer Michail Chodorkowski eingesetzt. Welche Rolle spielt die Politik für Ihr Werk?

Ach, ich weiß nicht so viel über Politik. Ich weiß auch nicht, ob man Musik mit Politik verbinden kann. Vielleicht ist alles Politik, aber vielleicht gibt es auch gar keine Politik. Das sind nicht meine Themen. Wie es gekommen ist, dass ich den beiden Werke gewidmet habe? (*Lange Pause*) Ich kann ihren inneren Zustand nachfühlen. Ich kenne den Wert ihres Handelns und kann mir ihre Situation vorstellen. Ich kenne das aus meinem eigenen Leben – das Unrecht, das um sie herum in Russland blüht. Und dieses Unrecht hat ihnen Mut gegeben, ehrlich zu bleiben, die Wahrheit auszusprechen, ganz einfach die Realität zu beschreiben. Anna Politkowskaja ist mehr als nur eine Autorin, und Michail Chodorkowski ist mehr als ein sehr begabter Unternehmer. Er wurde absolut zu Unrecht verurteilt, nur aus Neid. Das Schicksal dieser beiden ist ein

Symbol geworden für die ganze russische Nation. Und obwohl im Westen viel darüber geschrieben wird, unternimmt keine Regierung entscheidende Schritte, um die Entwicklung in Russland zu bremsen. Immerhin haben die Deutschen offenbar verstanden, was dort geschieht, und haben es nicht vergessen. Ich finde, Angela Merkel hat sich heroisch verhalten. Aber ein Mensch kann da wenig bewirken. Und es gibt andere Sorgen, das ist nur verständlich. Wir alle müssen Geduld haben.

Auch Sie wurden in der Sowjetunion politisch verfolgt. Wie erklären Sie sich, dass das Regime Angst vor Ihrer Musik hatte? Warum muss man den KGB einsetzen, um Töne oder Gedichte zu verhindern?

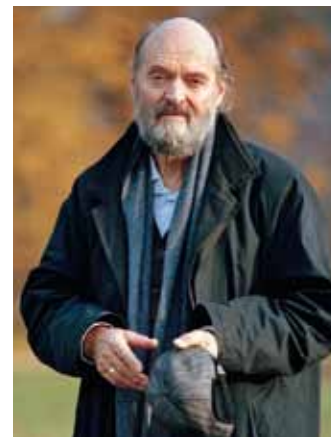
Ich glaube, die jetzige politische Führung in Russland hat überhaupt keine Angst. Das ist eine ganz andere Situation als früher. Damals war das einfach Teil der Staatspolitik. Es gab diese hoch professionelle Maschine der Staatssicherheit. Das funktionierte alles fast automatisch. Jetzt gibt es das nicht mehr – oder noch nicht. Jetzt gibt es etwas Schlimmeres: einen Diktator. Und was er sagt, wird sofort erfüllt. Die können absolut alles machen. Das Volk ist manipulierbar – überall in der Welt.

Was hat das Regime zu Sowjetzeiten mehr irritiert – die avantgardistische Zwölftonmusik Ihres Frühwerks oder die religiösen Texte, die Sie vertont haben?

Alles, was nicht der herrschenden Ideologie entsprach, war verboten. Und wer sich nicht daran hielt, wurde verfolgt. Aber Ideen, die aus dem Westen kamen, waren besonders verdächtig. Ein Feind musste sein. Mit Gott hatten sie schon früher gekämpft, die Zwölftonmusik aber kam aus dem Westen, das war gefährlicher.

Kann man Ihre Musik verstehen, wenn man nicht religiös ist?

Ich kenne diesen Zustand nicht, deswegen kann ich mir das nicht vorstellen. Aber warum nicht? Sie müssen eine Umfrage machen, dann bekommen Sie eine objektive Antwort. (*Lacht*) Ich kann mir vorstellen, dass vielen Leuten meine Musik auf die Nerven geht. Aber gut – sie müssen sie ja nicht hören.



Arvo Pärt, geboren 1935 in Estland, zählt zu den bedeutendsten Komponisten unserer Zeit. Mit seiner modernen und religiösen Musik eckte er bei den sowjetischen Behörden regelmäßig an. 1980 ging er in den Westen. Auch heute übt er scharfe Kritik an der russischen Regierung. Pärt strebt in seinen Kompositionen nach einem Ideal der Einfachheit. Er sagt: »Ich habe entdeckt, dass es genügt, wenn ein einziger Ton schön gespielt wird. Dieser Ton, die Stille oder das Schweigen beruhigen mich.«

**📅 Sa., 25. Februar 2012, 20.00 Uhr,
Prinzregententheater: »LICHT OHNE SCHATTEN«
– Konzert für Chor. Werke von Alfred Schnittke,
Eriks Ešenvalds und Arvo Pärt. Chor des Bayerischen
Rundfunks, Münchner Rundfunkorchester,
Leitung: Peter Dijkstra.**